

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 18 (1913-1914)
Heft: 6

Artikel: König Herodes : eine geschichtliche Studie : (Fortsetzung)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den in die engen Mietskasernen gepferchten Volksschichten Licht und Wissen gebracht, und dadurch verhindert, dass noch mehr Menschenleben auf dem Altar der Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit geopfert werden. Ihre Arbeit gilt nicht nur dem Heute, sondern auch den kommenden Generationen. Diese „Little mothers“ sind die Mütter der Zukunft, und in ihren Händen ruht gewissermassen das Wohl und Wehe des ganzen Staates.“

(Schluss folgt.)

König Herodes.

Eine geschichtliche Studie.

(Fortsetzung.)

Auch dass es dem Könige nie an Geld fehlte, sich benachbarten Heidenstädten freundlich zu erweisen, indem er ihnen Kampfschulen, Säulenhallen und dergleichen baute und ihre Unternehmungen mit reichen Geschenken unterstützte — bis nach Athen und Lazedämonien reichte seine Freigebigkeit — war den Juden um so mehr eine Quelle der Bitterkeit, als er keine jüdische Stadt mit dem geringsten Schmuck bedachte und offen seine Abneigung gegen seine israelitischen Untertanen zugab. — Der Stuhl Davids schien nur da zu sein, um dem Heidentum an allen Orten zur Blüte zu verhelfen. Mit um so grösserem Misstrauen erfüllte es daher das Volk, als der König plötzlich mit einem grossartigen Plane, ihr Heiligtum betreffend, herausrückte. Es war im Jahre 22, als er eine Volksversammlung einberief, um ihr seine Absicht kund zu tun.

Herodes wusste, dass einer der stehenden Artikel der messianischen Erwartungen der war, der Wiederhersteller Israels werde den Tempel Serubabels durch einen glänzenderen ersetzen. Eine Sybille unter Simon Makkabäus hatte es verkündigt: „Alsdann wird herrschen ein Fürst und neu erbauen den Tempel“, und das beliebte Henochbuch sagte dasselbe. Für Herodes galt es nun, Stellung zu diesen Weissagungen zu nehmen. Es scheint, dass es bei seinem Unternehmen mit ein Motiv war, seinen Namen in unauflöslicher Weise mit dem Mittelpunkt der Theokratie zu verknüpfen, ja, der Geschichtsschreiber Josephus meint sogar, dass es ihm direkt darum zu tun gewesen, sich selber als den verheissenen König der Juden auszuweisen, indem er sich in seiner Ansprache an die Volksversammlung auf eine Stelle im Buche des Propheten Haggai stützte, in welcher es heisst, dass eine Zeit des Friedens kommen werde, wo „die Herrlichkeit dieses letzten Hauses grösser werden soll, denn des ersten gewesen ist“. Da nun die Zeit des Friedens da sei, führte Herodes aus, so sei es auch Pflicht, an Stelle des jetzigen, dem an der Höhe des salomonischen noch sechzig Ellen fehlten und welcher in seiner altertümlichen Armseligkeit in keinem Verhältnisse mehr stehe zu den neuen Prachtbauten, einen andern, seiner Bedeutung und der Gegenwart entsprechenderen Tempel zu errichten, dessen Herrlichkeit die des ersten übertreffe.

Eine allgemeine Bestürzung war die Folge dieser Mitteilungen; man befürchtete, der König werde den Tempel niederreissen und nicht mehr aufbauen. Um diese Zweifel zu beseitigen, versprach er, keinen Stein abbrechen zu wollen, ehe das ganze Material zum Neubau beschafft und zugehauen sei. Da sich gegen dies keine Einwände mehr machen liessen, so wurde ihm weiter entgegengehalten,

die heiligen Räume würden entweiht werden, wenn nicht nur Leviten, sondern alle Stämme Israels, sogar Heiden, am Bau mithülften. Der König entkräftete auch diese Gründe mit der Zusage, dass er tausend Priester für das Zimmerhandwerk und die Steinhauerei einschulen lasse. Indem er nun die für die Arbeit geworbenen Priester in vielen hundert Bauhütten Palästinas lehren liess und sie mit den nötigen priesterlichen Gewändern versah, schnitt er jeden Widerspruch ab und machte mit seiner Energie das für unmöglich Gehaltene möglich.

Während der Gottesdienst wie gewöhnlich und ungestört stattfinden konnte, arbeiteten die tausend Priester und noch weitere zehntausend Werkleute unverdrossen jahraus, jahrein. Zuerst musste der ganze Tempelberg mit gewaltigen Stützmauern umgeben werden, damit man ein sicheres Fundament hatte; auch war man genötigt ein grösseres Terrain zu gewinnen für den ausgedehnteren Bau. Kolossale Quadern wurden verwendet. „Meister, sieh welche Steine“, sagten die Jünger, als Jesus mit ihnen vom Tempelberg in das Kidrontal hinunterstieg. Eine andere Schwierigkeit bot die Beschaffung der ungeheuren Massen von Marmor, die für die Verkleidung der äussern Tempelmauern verwendet wurden; denn Palästina selbst besitzt keine Marmorbrüche und der Transport sowohl aus Arabien als auch von den griechischen Inseln her war überaus mühsam.

Nach acht Jahren war der Bau der Vorhöfe so weit vorgeschritten, dass man an die Erstellung des Tempels selbst gehen konnte. Vom äussersten Vorhofe, dem Vorhof der Heiden, gelangte man auf einer breiten Treppe in den zweiten, in denjenigen der Israeliten, dessen Überschreiten dem Ausländer in goldenen Lettern bei Todesstrafe verboten war. Die oberste Terrasse war der Vorhof der Priester. Auch die Verteilung der Arbeit wurde streng nach solchen Stammes- und Volksrücksichten durchgeführt, so dass selbst dem Könige, der bei dem Bau der untern Höfe und Terrassen öfter hergekommen war, der Zutritt und die Besichtigung der Arbeit untersagt würde, als man die letzte Terrasse und das Tempelhaus in Angriff nahm.

So merkwürdig diese sonst des Herodes Natur ferne liegende Nachgiebigkeit scheint all den recht eigentümlichen Zumutungen gegenüber, so beweist sie doch, dass er den Tempelfanatismus seines Volkes nicht unterschätzte und er sich nicht verhehlte, in der Nähe des gefährlichsten Zündstoffes zu operieren; denn der Jude kannte nichts Entsetzlicheres als eine Entweihung des Tempels, zu dessen Schutz er mit Gut und Blut sich ohne weiteres verpflichtet fühlte. Drohte ein Feind, so hiess es nicht, das Vaterland, sondern das Heiligtum sei in Gefahr, und während er Fremdherrschaft als Schickung ertrug, flammte sofort die ganze Leidenschaft des Volkes empor selbst in der entferntesten Diasporagemeinde, wenn es sich um wirkliche oder vermeintliche Beleidigung des Tempels handelte.

Noch weitere anderthalb Jahre brauchte der König, um das Tempelhaus stückweise von den geschicktesten seiner zu Steinmetzen geschulten Priester zusammensetzen zu lassen. Als im Jahre 14 das Werk der Vollendung entgegen ging und eingeweiht werden konnte, wusste Herodes es so einzurichten, dass das ungewöhnlich grossartig gefeierte Fest mit dem Jahrestage seines Regierungsantritts zusammenfiel, der von da an mit zu den jüdischen Festtagen gerechnet wurde.

„Schön ragt empor der Berg Zion, des sich das ganze Land tröstet; an der Seite gegen Mitternacht liegt die Stadt des grossen Königs“, sagt schon ein Psalmsänger. Mit einer alles Frühere überbietenden Pracht, die sprichwörtlich

war, hatte nun Herodes den Tempel neu aufgebaut. „Wer nie den Bau des Herodes gesehen, hat nie etwas Schönes gesehen!“ hiess es. Eine grosse Vorhalle führte zu der vergoldeten Tempeltüre, deren Flügel weit offen standen, während ein bunt gewirkter, babylonischer Teppich dem Einblick in das Innere wehrte. Das Dach war flach und rings mit goldenen Spitzen umgeben, die das Sonnenlicht funkelnd zurückwarfen. Da der Tempel aus weissem Marmor ausgeführt war und um zwölf Stufen höher stand als der oberste Hof, so bot er einen stolzen Anblick dar und konnte von allen Seiten weither gesehen werden.

Als Jerusalem schon in Schutt und Asche lag, gedachte der jüdische Geschichtsschreiber noch mit Begeisterung der Herrlichkeit der Stadt, wie sie sich vom Ölberg aus gezeigt hatte, wo die Tempelterrasse gegen das Kidrontal am steilsten abfiel und sich der ganze Bau daher von dort aus am glänzendsten ausnahm. Wie ein schneebedeckter Fels sei der marmorgekrönte Hügel Moriah anzuschauen gewesen. Beim Sonnenaufgang strahlten die vergoldeten Spitzen der Dächer und der feurige Glanz blendete die Augen wie die Sonne selbst, schrieb er. — Es war auch vom Ölberg aus, wo Jesus am Abend vor seiner Kreuzigung zum letztenmal mit seinen Jüngern der Stadt gegenüber sass. Aber ihre Schönheit, deren baldiger Untergang er so deutlich voraussah, entlockte ihm die trauervollen Worte: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötetest die Propheten und steinigest die zu dir gesandt sind. Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel; — und ihr habt nicht gewollt!“

Wenn es auch nicht der einzige Grund war, der Herodes zu dem grossen Unternehmen bewogen, so ist doch wohl anzunehmen, dass er mit all der Mühe und Sorgfalt, die er dem jüdischen Heiligtum widmete, um die Herzen seines Volkes gewonnen hat. Ganz eigentümlich berührt es nun, dass, während er z. B. mit Rücksicht auf das mosaische Gesetz auf seine Münzen keine Bildnisse, nur unschuldige Symbole prägen liess, er über das Haupttor des neuen Tempels zum Schlusse einen grossen goldenen Adler Roms anbrachte und damit das religiöse sowohl, wie das nationale Gefühl der Juden auf das tiefste verletzte. Es mochte eine Huldigung für den in bälde zu erwartenden Agrippa sein, oder Rache dafür, dass er doch nicht die Zuneigung gewonnen, auf die er gehofft. Wenn es aber Rache war, so lässt ihre ihm voll bewusste Schärfe darauf schliessen, wie bitter ihm die Enttäuschung gewesen.

Denn es scheint, dass schon während der Zeit des Tempelbaus sein Verhältnis zu der Bevölkerung wieder ein sehr gespanntes geworden war, weil sie ihm trotz der strengen Handhabung der Sittengesetze das Einreissen von Sittenlosigkeit zum Vorwurf machte. Da überraschte Herodes das Land plötzlich mit einem Steuernachlass von mehr als 33 Prozent, ohne jedoch die Verstimmung gänzlich heben zu können. Dieselbe wurde im Gegenteil noch verschlimmert, als er ein Gesetz publizierte, nach welchem überführte Diebe als Sklaven in das Ausland verkauft werden sollten. Seine Stellung war aber damals eine so feste, dass er sich nicht über den Volksunwillen zu sorgen brauchte. Er stand unter dem Schutze des Imperators, der ihn, als er im Jahre 19 oder 18 nach Rom ging, um seine Söhne zurückzuholen, aufs neue mit Gnaden überhäufte.

Im Jahre 17 kam Agrippa zum zweiten Male in den Orient. Herodes reiste ihm entgegen und bewog ihn zu einem Besuche in Palästina, um ihm zu zeigen, dass man dort mit der neuen Zeit Schritt gehalten habe. Der mächtige Römer gewann durch seinen Takt und indem er in feiner Weise den Tempel

und Tempeldienst ehrte sofort aller Herzen, so dass das Volk ihm bei seiner Abreise die Wege mit Blumen bestreute und ihn mit Hosiannah-Rufen bis nach Cäsarea begleitete. Im folgenden Frühjahr machte Herodes einen Gegenbesuch in Mytilene auf Lesbos. Agrippa und seine Gemahlin Julia gaben ihm ein Zeichen grosser Huld, indem sie seine Fürbitte für die Stadt Troas annahmen und ihr eine Strafe erliessen, die in der Entrichtung einer für sie unerschwinglichen Geldbusse bestanden hatte. Wenn ihn die Hinreise schwere Summen gekostet, da alle griechischen Städte den reichen Judenkönig um Unterstützung ihrer Unternehmungen angegangen, so kamen dafür auf der Rückreise, die er im Gefolge des fürstlichen Paares zu Lande von Sinope nach Ephesus machte, die Juden der Diaspora, um seine Vermittlung bei dem Minister in Anspruch zu nehmen.

Sie klagten, dass sie gegen Recht und Gesetz zu Arbeits- und Geldleistungen gezwungen würden, während die hellenische Bevölkerung sich über Schädigung durch jüdische Habsucht beschwerte. Doch entschied Agrippa im wesentlichen zugunsten der Juden.

Unter den Segenswünschen der Diaspora trat Herodes seinen Heimweg an. In Jerusalem nahm das Volk seinen Fürsten, um dieser Verdienste willen, mit Beifall auf und, gnädig gestimmt wie er war, erhöhte er dessen Freude noch dadurch, dass er ihm den vierten Teil der verfallenen Steuern des Jahres 17 auf 16 schenkte.

(Schluss folgt.)

In Memoriam.

Mit Frau **Mathilde Hauri-Aeschlimann** ist eine ehemalige tüchtige Lehrerin und eine edle Dulderin ins Grab gesunken. Wer sie persönlich gekannt oder von ihr gehört hat, wird Freude haben, einiges aus ihrem Lebensbild an sich vorbeiziehen zu sehen.

Mathilde Aeschlimann stammte aus einer angesehenen Familie in Burgdorf, wo sie ihre ersten Lebensjahre als fröhliches Kind in einem zahlreichen Geschwisterkreis verleben durfte. Der frühzeitige Tod des treubesorgten Vaters griff schwerwiegend ein. Die junge Mutter war dem grossen Schmerz und Verlust nicht gewachsen. Ihre Nervenkraft versagte — sie musste versorgt und die Familie auseinandergerissen werden. Mathilde wurde dem Waisenhaus Burgdorf anvertraut und blieb dort bis zur Konfirmation. Dank ihres fröhlichen Gemüts fühlte sie sich auch dort heimisch und erinnerte sich später gern dieser Zeit, noch lieber aber des Jahres, das sie nach der Konfirmation in Neuenburg mit Besuch des dortigen „collège“ zubrachte. Vom Frühling 1875 bis 1877 bereitete sich Mathilde im Lehrerinnenseminar Hindelbank auf die Staatsprüfung vor. Ihre Intelligenz und ihr sonniges Gemüt machten sie recht beliebt, und die in dieser Zeit geknüpften Freundschaftsbande konnte erst der Tod lösen. Es war ein glücklicher Zufall, dass die junge, begeisterte Lehrerin sofort nach Erwerbung des Lehrpatentes stellvertretungsweise in Burgdorf wirken durfte. Aus dem Vikariat wurde eine bleibende Anstellung, und während 18 Jahren amtete die nun Entschlafene in ihrer Heimatstadt als begabte, tüchtige, geachtete und geliebte Lehrerin. Im Hause einer Halbschwester fand sie liebevolle mütterliche Aufnahme. Es waren schöne 18 Jahre, reich an Freuden und Anregung, wenig von Leiden getrübt, gleichsam ein Äquivalent für spätere Zeiten.